

Zoccoli

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664464>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

befestigte sich nun noch ein halbes Jahr in den Wissenschaften und hatte es dem Raben zu verdanken, dass er nachher nicht durchfiel. Irgend ein Mitglied der Hühnchenschen Familie hatte, solange der Rabe im Hause war, stets einen verbundenen Finger, denn bei dem unverwüstlichen Glauben an die innere Güte jeglicher Kreatur, die die-

sem Geschlechte eigen war, versuchten sie es immer wieder, durch zartes Entgegenkommen sein Herz zu gewinnen, wurden jedoch stets aufs neue durch tückische Bisse in den vertauensvoll vorgehaltenen Friedensfinger belohnt. «Ein rätselhafter Vogel!» pflegte Hühnchen oft zu sagen, nachdem er ihn lange sinnend betrachtet hatte.

(Fortsetzung folgt)

Winterabend

Im wohlig warmen Stübchen drinnen,
dort, wo der Kirchweg sanft sich neigt,
sitzt einsam, in verträumtem Sinnen,
ein müder, alter Mann und schweigt.

Er träumt vom Frühling, dem vergangen,
vom sommergoldnen Aehrenmeer,
vom farbentrunknen Herbstverlangen
und von des Winters Wiederkehr.

Der Schnee fällt draussen immer dichter,
bald schläft die Stadt im weissen Grab.
Unruhig leuchten letzte Lichter,
die Nacht senkt sich ins Tal hinab.

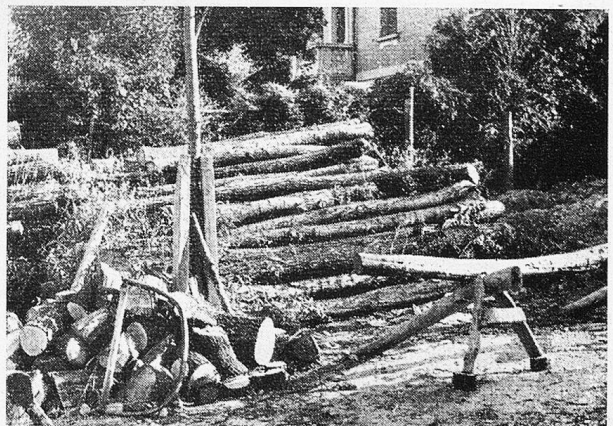
G. H. Egger

Z O C C O L I

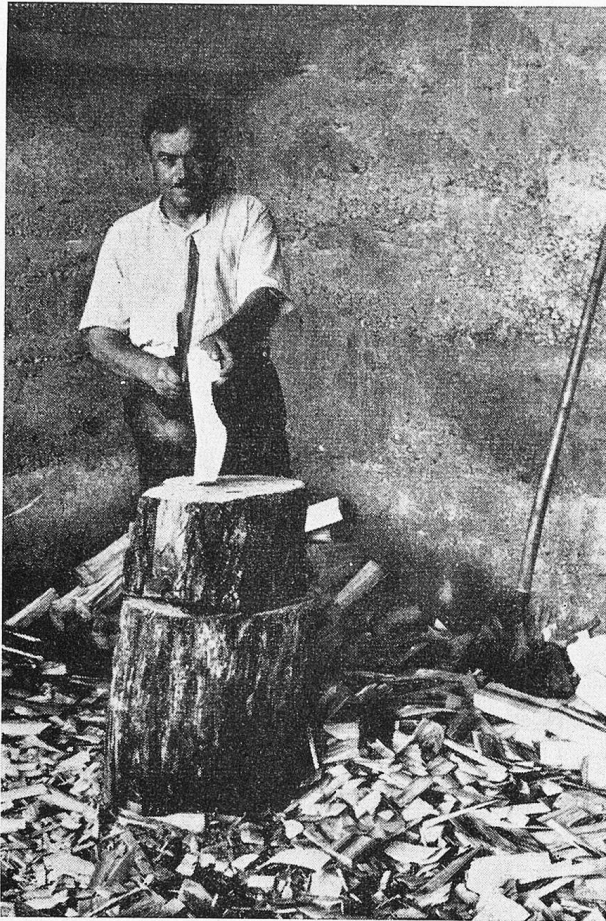
«Klipp, klapp, klapp» echot es fröhlich treppauf, treppab auf dem holperigen Rundsteinpflaster der engen Winkelgässchen der Tessiner Dörfer. Behenden und sicheren Schrittes bewegen sich die fleissigen Töchter des südlichen Landes auf ihren altgewohnten Stöckelschuhen aus Holz. Bewundernd muss man immer wieder feststellen, wie sicher selbst alte, gebrechliche Weiblein, manchmal noch gebeugt unter der schweren Last einer Hutte oder eines Kopfbündels, in der scheinbar unbequemen Fussbekleidung der Zoccoli auftreten. Die Herren der Schöpfung bedienen sich ihrer weniger, aber nicht mit minderer Gewandtheit, auf ihren ländlichen Verrichtungen zwischen Stall und Wiese, Weinberg und Keller. Dabei sind diese praktischen und besonders gegen die ungesunde Feuchtigkeit des Bodens trefflich schützenden Fussgehäuse nur sehr lose mit ihrem Träger verbunden. Ein einfaches Ristband dient zum Einschlüpfen. Die Kunst liegt dann eben vielmehr dabei, die heiter plaudernden Plapperwerkzeuge in allen alltäglichen Lebenslagen ohne spielwidrige Schliche

an den Füßen zu behalten. Wem die «g'spassigen» Dinger einmal neckend entgleiten, den darf der heitere Spott der Eingeweihten nicht verdriessen.

Die Herstellung der «Zoccoli» ist bei unsern Meistern Gegenstand eines bescheidenen Kleingewerbes. An den waldigen Hängen und in den



Am Morgen Baumstämme und abends halbfertige Zoccoli.



Der erste Schnitt zum Zoccolischuh ist erfolgt und der Schuh hat bereits seine Form erhalten.

feuchten Niederungen wächst der Werkstoff, die weichholzigen Pappeln, Erlen und Weiden. Die ersteren liefern ein blendendweisses Material, die zweiten zeigen ein rötlich schimmerndes Gewebe, und bei den letztgenannten ist es weiss mit dunklern Kernstellen. Handbreite Stämme werden zur Winterszeit, wenn der Holzschlag im Gange ist, vom Zoccoli-Schuhmacher erworben und in seinem Hof unter freiem Himmel gelagert. Wenn diese Baumstummel wieder «in den Saft kommen» und noch einige Sprossen treiben, so tut dies der Fabrikation keinen Abbruch.

Und eines schönen Tages werden sie in Klötzchen gesägt, die ungefähr den verschiedenen Fusslängen entsprechen. Geübtere Arbeiter spalten diese weiter in Vierkanthölzer, die den groben Umfang des künftigen Holzschuhs umreissen. Die also zubereiteten Scheiter kommen nun in die Hände des ersten Spezialisten. Mit treffsicheren Streichen eines mächtigen Gertels «schält» der geübte Arbeiter die Form des «Zoccoli» heraus, nicht weniger als zirka zwanzig Paar in der Stunde.

Die «Werkbank», an der diese Arbeit vollzogen wird, ist ungefähr einem groben Holzklötz ähnlich, wie ihn zum Beispiel die Holzspalter zum Herrichten des Brennholzes benützen; für kleinere Grössen von solchen Holzschuhen kommt manchmal noch ein kleiner Aufsatz darauf. Der gebräuchlichste Typus der Tessiner Holzschuhe weist die Eigentümlichkeit auf, dass er ausser dem schmalen Absatz auch die Haupttrittfläche ähnlich zugespitzt hat und daher bei der Bergbevölkerung beliebt ist. Dies verleiht den «Zoccoli» das bekannte stelzenartige Aussehen und macht ihre Gehfähigkeit noch unverständlicher und rätselhafter. Die Männermodelle zeigen einen weniger turmartigen Aufbau, sind aber immer noch höher als das, was die Innerschweiz als Holzschuh benützt. Mehr und mehr scheint das Tragen von Tessiner Holzschuhen auch in andern Kantonen Mode zu werden.

Für die städtischen Käufer und Fremden ist die «Sandalenform» entstanden, und eine ganz be-



Auf den Volkszoccoli werden die bereits geschnittenen Lederriemen aufgesetzt.

sonders elegante Linie wurde im «Barchette»-Typ ausgearbeitet.

Die roh zugehauenen Holzsohlen werden zunächst in offenen Schöpfen in kunstvollen Rundtürmen und Beigen aufgeschichtet und im frischen Luftdurchzug gründlich getrocknet. Nachher kommen sie abermals in fachmännische Behandlung. Mit allen möglichen, zweihändig zu gebrauchenden Ziehmessern, die als Vorbild das bekannte Gerät zum Entrinden der Baumstämme haben, werden nun die Stöckelschuhe ausgefeilt und erhalten sozusagen den letzten Schliff. Damit ist die eigentliche Arbeit des Holzschuhschnitzers mehr oder weniger beendet, und seine Erzeugnisse wandern, nach Grössennummern sortiert, in die Lager Räume. Je nach dem Wunsch des Bestellers werden die «Zoccoli» mit einer einfachen Schlaufe aus festgenageltem Lederband oder mit Kreuzriemen versehen. Den doppelabsätzigen Holzschuhen für die Einheimischen werden vorn zwei Lederklappen oder Stoffplätzchen mit bunter Stickerei aufgenagelt. Zum Verkauf an die andenkenshungrigen Fremden werden die bessern Modelle überdies mit kunstvoller Brandmalerei versehen und farbig lackiert oder in schönen Naturtönen gebeizt.

Diese geschmackvolle Ausstattung, deren Leitmotiv fröhliche Buntheit ist, wird meistens von jugendlichen, flinken Frauenhänden besorgt. Dann



Der Meister und der Arbeiter an der letzten Arbeit. An allen Ecken hängen fertige Zoccoli in verschiedenen Ausführungen.

wandern die «Zoccoli» nach allen Richtungen, in der altväterlichen Hutte oder auf dem von einem genügsamen Eselchen gezogenen Wagen in die schlichten Bergdörfer, auf hochbeladenen Kraftwagen in die Stadt, wo sie dann in Schaufenster auslagen oder auf Marktständen den Liebhabern zum Kaufe angeboten werden. Trotz den vielen Einflüssen der Neuzeit und des modernen Verkehrs ist der Verbrauch im Tessin noch gross, und es wäre sehr zu bedauern, wenn die gemütliche Note, die von den «Zoccoli»-Trägerinnen ausgeht, aus dem Volksleben verschwinden würde.

Was höher stand

Von Hermann Antonsen

Schwester Ellie Davids war eifrig damit beschäftigt, das Wartezimmer der Klinik von Professor Havermans für die Morgensprechstunde in Ordnung zu bringen. Auf dem Tisch lag eine Zeitung vom vorigen Tage. Unwillkürlich warf sie einen Blick auf die Annoncen und las:

Verlobt: Nanny van Staveren

Dr. Louis Reynders, Chirurg.

Kein Empfang.

Schwester Davids bekam einen Schreck, als ob die Wände einstürzten. Louis Reynders!

Sie stand noch mit dem Blatt in der Hand, als Dr. Reynders hereinkam, sein Jackett mit einem weissen Doktormantel vertauschte und in seiner forschen Art fragte: «Nun, Schwester, was sagen Sie dazu?»

«Herzlichen Glückwunsch, Herr Doktor! Ich hoffe, dass Sie ... dass Sie ...»

«Ja, ja, ich danke Ihnen. Nanny ist reizend, nicht wahr?»

Schwester Davids gab keine Antwort und fuhr fort mit ihrer Arbeit. «Nun geben Sie die Malaria-Forschungen sicher auf?»

«Aufgeben? ... Warum?» fragte er verwundert zurück.

«Nun ... ich dachte ... Fräulein van Staveren wird wohl keinen grossen Wert darauf legen, mit nach Mittelfrika zu ziehen. Sie hat einen so grossen Bekanntenkreis und ...»

«Wie kommen Sie darauf, Schwester? Sie wissen doch viel zu gut, was diese Forschungen für mich bedeuten. Uebrigens ist meine Verlobte begeistert für meine Arbeit. Sie ist nicht umsonst die Enkelin des Professors.»

Schwester Ellie machte einen deprimierenden Winter durch. Sie war nun sechs Jahre in der Kli-